

Sebastian Mense

Keilsberg

Was geschah mit dem Soldaten
Thomas Barley?

Roman

Pro**libris** Verlag

Alle Figuren sind erfunden. Sie wurden nicht gefragt, ob ihnen die historischen Zusammenhänge, in die sie der Autor stellt, gefallen. Wo sich geschichtliche Genauigkeit oder Treue zu gegenwärtigen Begebenheiten mit der Erzähllust gestritten haben, hat manchmal (aber nur manchmal) die Fantasie gewonnen.

Künstliche Intelligenz kam beim Schreiben dieses Romans nicht zum Einsatz.

Originalausgabe November 2024

Alle Rechte vorbehalten,
auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe
sowie der Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

© Prolibris Verlag Rolf Wagner, Kassel
Tel.: 0561/766 449 0, Fax: 0561/766 449 29

Titelbild: © Rolf Wagner
Schriften: Linux Libertine

ISBN: 978-3-95475-262-1
www.prolibris-verlag.de

Teil 1

1 Paul

Am Ende gewinnt immer das Handy. Paul drückt das Klingeln weg, ein paar Sekunden später ist es wieder da, und diesmal nimmt er das Gespräch an, obwohl er weiß, dass es nicht gut enden wird. Um Michael zu ärgern, sagt er nichts, sondern atmet nur ins Mikro.

»Paul?«

»Hm.«

»Paul? Hörst du mich?«

»Immer.«

Kurze Pause, dann stellt Michael mal was klar: »Ich gehe davon aus, dass du dich meldest, wenn wir das so verabreden. Vier Mal habe ich angerufen. Was soll das?«

Paul lässt die Blechtür hinter sich zufallen und balanciert auf einem Brett über den Baustellenmatsch, wodurch er, und das gibt ihm zu denken, mit jedem Schritt lauter ins Telefon keucht. Seine Kondition ist miserabel. Laufen, sprechen, Handy halten, das ist schon zu viel.

»Wir haben das nicht verabredet, Michael, das hast du dir nur gewünscht. Aber ich bin nicht dazu gekommen, dich anzurufen.«

Beide wissen, dass das Blödsinn ist. Es ist nicht möglich, bei dieser Arbeit keine Zeit für Telefonate zu haben. Alle paar Tage muss Paul auf die Baustelle, um nach dem Fortschritt zu sehen,

obwohl er der Letzte ist, der so etwas beurteilen kann, und die Architekten ohnehin regelmäßig vor Ort sind und Bericht erstatten. Meistens soll er Fotos machen, heute auch, Michael interessiert sich angeblich dafür, wie der Innenausbau läuft. Die Halle steht, jetzt sind die Elektriker dran und die können beim Leitungenlegen jemanden, der ihnen über die Schulter schaut und fotografiert, natürlich gar nicht gebrauchen. Die Fotos braucht auch niemand.

Michael ist niemand, der sich patzige Bemerkungen eines Mitarbeiters bieten lässt, auch nicht, wenn der Mitarbeiter so etwas wie der Schwager ist.

»Ich verstehe«, sagt Michael, der Chef. »Wenn die Aufgaben zu belastend sind, dann gib Bescheid, wir haben im Personalmanagement Leute, die sich um so etwas kümmern. Dann spendieren wir dir ein Coaching.«

»Ich war auch im ersten Stock«, entgegnet Paul und kostet eine kleine Pause aus. »Werden das die Büros für die Programmierer?«

Ganz heikles Thema, auf das Michael natürlich nicht eingeht. »Schick mir die Fotos bitte in der nächsten halben Stunde. Wenn du das zeitlich irgendwie unterkriegst.«

»Arschloch«, antwortet Paul. Aber erst, nachdem er aufgelegt hat.

Seine Wut ist groß und sie wird nur wenig gekühlt von dem Luftzug, der auf dem Keilsberg geht. Er kann immer noch nicht fassen, was sein Schwager ihm vorgestern gesagt hat. Oder besser: wieder nicht gesagt hat. Auf dem Parkplatz vor der Firma sind sie sich zufällig begegnet, und weil Michael sich niemals die Blöße geben würde, allzu auffällig auszuweichen, haben sie erstmals seit Wochen mehr als ein paar Sätze miteinander gesprochen, während um sie herum Kollegen ihre Autos ausparkten.

Fast freundschaftlich, fast wie früher; kurz hoffte Paul, Michael könne doch eine Hilfe sein. Daher hat Paul ihn natürlich wieder nach Julie gefragt und es kam auch diesmal kein Hinweis, keine Unterstützung, kein Bedauern. Blankes Verneinen, dass er von ihr irgendetwas weiß – wo sie ist, ob sie lebt. Das hat er ihm schon in den vergangenen Monaten nicht geglaubt und auf dem Parkplatz erst recht nicht. Sehr gerne möchte er seinen Schwager verprügeln, wenn er ihn nachher sieht, aber dafür ist er dann sicher wieder zu müde.

Er ist am Ende des Bretts angekommen und hat unbefleckt den Straßenrand erreicht. Das Telefon steckt er in die Manteltasche, die Fotos, entscheidet er, schickt er nicht, sondern trägt sie auf dem Gerät ins Büro. Eine Unbotmäßigkeit, für die er büßen wird. Nicht weil Michael sich dafür rächt, jedenfalls nicht auf vordergründige Weise. Aber die Aufmüpfigkeit aufzubringen kostet Paul Kraft, die er nicht hat. Heute Abend wird er wieder auf dem Sofa liegen und Marzipan fressen und in den Himmel stieren, in dem er keine Sterne findet, nicht einmal ein Flugzeug und schon gar keinen Trost. Nur die Ampel vor seinem Haus wechselt die ganze Nacht die Farbe.

2 Paul

Michael hat ihm mal erzählt, was das Besondere am Keilsberg ist: Die neue Halle – liegt exakt auf 51 Grad, 16 Minuten nördlicher Breite und 9 Grad, 28 Minuten östlicher Länge, keine Sekunden, das kann jeder auf Google Maps überprüfen. Michael mag alles, was eindeutig ist.

Das war natürlich nicht der Grund dafür, hier zu bauen, der Grund war die Autobahn, die jetzt, da Paul ins Freie getreten ist, in seinen Ohren säuselt. Das neue Gewerbegebiet ist direkt angeschlossen. Unten in der Senke, von Pauls Standpunkt aus unsichtbar, befinden sich Auf- und Abfahrt, von dort führt die Straße sanft hinauf, der Keilsberg ist eher ein Hügel als ein Berg. Er liegt in jener Wucherzone, wo sich Stadt und Land mischen: Füchse und Asphalt, Hasen, Hochspannungsleitungen. Weiter südlich kommen noch ein paar Häuser, aber die gehören dann schon in den Landkreis. Als das Rathaus das Gewerbegebiet auswies, weil die Stadt nach schwierigen Jahrzehnten einen bescheidenen Aufschwung erlebte und die Flächen knapp wurden, haben die Gegner gewarnt, das Gelände liege in einer Schneise, die die Stadt mit frischer Luft versorgt, das dürfe man nicht behindern. Paul lässt sich von der Brise kühlen und glaubt ihnen. Wie er meistens den Verlierern glaubt.

Er zieht die Schultern hoch, schiebt die Hände in die Taschen und tritt die Straße in Richtung Parkplatz, auf dem sein Auto wartet, vorbei an einem Spielgeräte-Produzenten, es gibt auch einen Holzhändler. Zur Linken hat sich ein Hersteller von Hebebühnen eine Zentrale gebaut und auf dem Hof, in grotesker Erstarrung, Fahrzeuge mit unterschiedlich hoch ausgefahrenen Armen geparkt. Zwei oder drei Rohbauten wachsen aus dem maulwurfshügeligen Boden, mehr ist hier nicht los, und keines der Gebäude ist so groß und so dominant wie Michaels Halle, die acht Meter hoch die Gewissheit ausstrahlt, dass der Lauf der Dinge im Allgemeinen und der Erfolg der Firma DroneCon im Besonderen nicht aufzuhalten sind. Schwarz, kantig, ungerührt. Ein Eroberer.

Durch das Rauschen der Autobahn punktiert ein Geräusch Pauls Wahrnehmung, er kann es erst nicht zuordnen, bis er es

als Glockenschlagen erkennt, ganz schwach. Ihm ist hier noch keine Kirche aufgefallen, aber unten dampft die Stadt, man sieht sie nicht, aber man sieht die weißen Fäden, die aus ihren Schornsteinen steigen, da wird es auch Kirchtürme geben und einer ist wohl nah genug, dass man den Uhrschlag hört. Mitgezählt hat Paul nicht. Er schaut auf sein Handy. Es muss das Mittagsläuten gewesen sein. Augenblicklich bekommt er Hunger. Die vergangenen Monate haben Spuren hinterlassen, er ist viel zu schwer geworden und will abnehmen, doch das schafft er heute wieder nicht.

Paul dreht um, eine Parzelle weiter hat vor Kurzem eine Pommestube aufgemacht. Er lässt einen Bus passieren. Die Wagen der Linie 90 fahren im 30-Minuten-Takt die Endhaltestelle an, ohne jemals jemanden zu befördern. Paul hat beobachtet, wie die Busfahrer die Türen öffnen und allein vor ihre Fahrzeuge treten, um zu rauchen und den Traktoren hinterherzustarren, mit denen die Bauern die umliegenden Felder bearbeiten, von denen, wie Paul jetzt erstaunt feststellt, manche schon grünen, obwohl doch Winter ist, wenn auch ein milder. Er geht ein paar Schritte auf den nächsten Acker zu. Pflänzchen sprießen aus der Erde. Gibt es nicht so etwas wie Wintergerste, fragt er sich, Getreide, das bereits im Herbst gesät wird und trotz Kälte wächst? Paul kennt sich da nicht so aus. Am Horizont fechten ein paar Windräder. Das ist der Keilsberg. Oder das, was vom Gewerbegebiet aus davon sichtbar ist; doch was sonst sollte da sein?

3 Paul

Imbissbuden sind eine Pionierspezies des Ökosystems Gewerbegebiet, geht es ihm durch den Kopf: Straßen, Lampen, Bushaltestelle, dann erscheint schon der Stehimbiss. Paul ist es recht. Mit der Hand fummelt er seine leer gegessene Pappschale in eine Mülltüte und fegt ein paar Pommeskrümel vom Tisch.

»Hattes geschmeckt?«

Der Mann hinter dem Tresen schaut ihn fragend an, während er mit einem Lappen an einem Fleck auf der Theke herumwischt. Auf dem Dach des Wagens leuchtet der Schriftzug »Kosakengrill«. Abgesehen von einer jungen Raucherin ist Paul der einzige Gast. Er nickt und überlegt, ob er noch eine Portion bestellt, auf Bratwurst hat er jetzt auch Appetit, aber der Mann kommt ihm zuvor.

»Noch 'n Kaffee?«

»Espresso gibt es nicht zufällig?«

»Für so'n Firlefanz hab ich keine Maschine. Aber ich mach den Kaffee ordentlich stark.«

Der Mann ist vielleicht Ende 40, blond, sportlich. Wenn er redet, bleiben seine Augen starr, umso selbständiger bewegen sich die überbreiten Lippen und die Pausbacken. Als spräche ein Mund aus einem fremden Menschen heraus. Paul mag den Ruhrpott-Einschlag, der hier eigentlich nicht hingehört. Er lässt sich einen Plastikbecher füllen und lehnt Milch und Zucker ab.

»Sie sind aber nicht von hier, oder?«

»Essen. Passend zum Beruf«, kalauert der Mund. »Ich bin aber nicht als Pommesbuden-Besitzer geboren.«

»Notlösung?«

»Versuchense mal, mit ehrlichem Lokaljournalismus noch Geld zu verdienen. Aber die Bude hält mich seit acht Jahren zu-

verlässig über Wasser. Ich hoffe doch sehr, dass es in dieser Stadt dabei bleibt. Ist erst meine dritte Woche hier.«

Der Kaffee dampft, Paul stellt den Becher auf der Theke ab, um sich nicht die Finger zu verbrennen.

»Ist in Essen der Fritten-Markt zusammengebrochen oder was hat Sie hierhergebracht?«

»Witzig. Nee, meine Freundin ist hierher. Da hab ich dat Ding anne Anhängerkupplung gepackt und bin mit. Vor hundert Jahren is mein Opa als Elektriker in den Pott gezogen und jetzt zieh ich eben wieder weg. Einmal Industrialisierung und zurück. Gefällt mir hier. Nette Leute, die fragen nich lang, wo du herkommst, dat hab ich schon anders erlebt. Ich fall ja 'n bisschen auf mit meine Schnauze. Aber ich glaube, hier kommt jeder Zweite von woanders weg.« Der Mann klopft auf den Tresen. »Bei der Spielvereinigung Olympia bin ich schon Stürmer. Also warum nich Kassel? Pommes schmecken überall.«

»Da haben Sie allerdings Recht.«

Paul stellt sich vor, wie das ist: seiner Freundin hinterherziehen, mit allem, was man hat. Es fällt ihm schwer. Aber das liegt nicht daran, dass er hierbleiben möchte.

»Lohnt es sich denn?«

»Wennse meine Freundin meinen, wir heiraten im Sommer. Wennse dat Finanzielle meinen, es könnte besser sein. Aber wat nich is, kann ja noch werden.« Mit dem Lappen zeigt der Essener nach links und rechts in die Umgebung. »Paar Firmen kommen ja noch.«

Paul wünscht es ihm. Ziemlich mutig, hier schon einen Imbiss zu eröffnen. Will der Neuling einen Claim abstecken, bevor die Konkurrenz sich breitmacht? »Ich kann Ihnen jedenfalls versprechen, dass dort drüben bald ein paar hungrige Techniker einziehen«, kündigt er mit einem kurzen Blick auf Michaels Halle an.

»In dat Riesending? Sehense. Is doch schon mal wat. Bis dahin mach ich Teilzeit und gehe nachmittags spazieren. Is doch schön hier.«

Paul sieht sich um. »Sicher.« Er reibt sich die Finger, für die der Becher zu heiß und die Luft zu kalt ist. »Aus Essener Perspektive.«

»Schön vorsichtig«, warnt der Mann. »Warensen denn mal oben auffe Kuppe? Sensationeller Blick. Sie sehen den Fluss und dahinter fast bis in die Walachei. Und wennsen unter der Autobahn durch sind, könnensen endlos durch die Felder laufen.« Jetzt zeigt der Lappen nach Südosten. »Da drüben, dat is auch sehr schön.«

Paul sieht nichts Besonderes, nur zwei helle Flecken vor einem Waldstück. Seine Brille liegt im Handschuhfach, er setzt sie nur zum Autofahren auf.

»Friedhof«, erklärt der Essener. »Aber kein normaler.«

Paul zuckt mit den Achseln, fingert das Portemonnaie aus der Tasche und bezahlt eine doppelte Portion Pommes und den Kaffee. Eine altmodische Registrierkasse klingelt, dann bekommt er sein Wechselgeld.

»Woher eigentlich der Name?«, erkundigt er sich, während er den Geldbeutel einsteckt. »Gibt's da viele Kosaken, wo Sie herkommen?«

Der Mann verzieht keine Miene. Eigentlich nicht unsympathisch, findet Paul, aber trotzdem niemand, den er näher kennenlernen möchte. Vielleicht liegt es an den starren Augen. Vielleicht an der herausfordernden Leichtigkeit, mit der er sein Leben an eine Anhängerkupplung gehängt hat, und dann los.

»In Essen hatte ich Stammkundschaft, die kamen immer als Kosaken verkleidet. Jeden Freitagnachmittag vierzehnmal Currywurst. Da müssensen gut vorbereitet sein. Manchmal hat auch einer gefehlt, aber Currywurst geht immer weg. Nennensen mich sentimental, dat ich den Namen mitgenommen hab.«

Paul versucht, sich die Szene vorzustellen. »Wie sieht man denn so aus als Kosak?«

»Die hatten schicke blaue Jacken mit so Orden auffe Brust, Reitstiefel, Dolch. Und Pelzmütze, im Sommer kamen die immer mit klebenden Haaren anne Bude. Aber zu Fuß, nicht mit dem Pferd, wennse dat jetzt auch noch wissen wollen.«

Paul verkneift sich die Frage, wer sich in Essen jeden Freitag als Kosak verkleidet, obwohl sein Gegenüber sicher genau darauf wartet. Er fasst den Becher am Rand und verabschiedet sich.

Ohne Lust, sich ins Auto zu setzen, und ohne Eile, ins Büro zurückzukehren, schlägt er den Weg in die Felder ein. Bisschen Teilzeit machen und spazieren. Zwei junge Frauen reiten an ihm vorbei, Paul weicht aus, eines der Pferde hebt den Schweif und legt ihm ein paar dampfende Äpfel vor die Füße. Er umkurvt den Haufen und folgt den Reiterinnen Richtung Friedhof, mit keinem bestimmbareren Gefühl, aber so selbstverständlich, als gäbe es dort etwas zu finden, das er nicht sucht, aber vermisst.

• • •

7 Tom

4. Januar 1915

*Geliebter Vater, geliebte Mutter,
Euer Sohn ist wohlauf. Man hat mir versichert, Euch von meiner
Gefangennahme bereits unterrichtet zu haben. Ich hoffe daher,
dass Euch keine allzu schlimmen Sorgen bedrückt haben in den
vergangenen Wochen, seit Euch mein letzter Brief aus Flandern
erreicht hat (hat er?). Nun kann ich es Euch mit eigener Hand
schreiben: Ich lebe und es geht mir, bei allem, was die Bedingun-
gen erlauben, leidlich gut.*

Wo genau das Lager liegt, in dem ich interniert bin, vermag ich Euch nicht zu sagen. Vielleicht werdet Ihr »Niederzwehren« auf einer Karte finden. Für mich spielt es keine Rolle, der Ort ist nicht viel mehr als ein fernes Kirchturmglöckchenläuten. Das Lager liegt an einem Hang, wir können in die Weite blicken, was ein Hohn ist, denn die Welt ist zugleich so eng und klein. Das Dorf und der größte Teil einer nahe gelegenen Stadt bleiben in einer Senke verborgen, aber wir sehen den Rauch aus den Schornsteinen aufsteigen.

Unsere Stadt besteht aus Holz und Leinen und Stacheldraht. Ich schreibe Euch diese Zeilen aus einem Behelfsbau, man könnte es eine Hütte nennen, eher einen Verschlag, wäre er nicht so groß, dass er mehreren 100 Männern Unterkunft bietet. Durch die Bretter pfeift der Wind, gegen den zu schützen wir uns in Decken einwickeln. Aber ich will nicht klagen, ich gehöre zu den Glücklicheren in diesem Lager. Andere schlafen in Zelten ohne Boden. In unserer Unterkunft sind wir zumeist Engländer und andere Untertanen des Königs, in der Mehrzahl aber leben im Lager Franzosen und Russen, auch ein paar Belgier. Baracken über Baracken und Zelte über Zelte ziehen sich einen Hügel hinauf.

Über die Umstände, wie ich in Gefangenschaft geraten bin, mag ich wenig Worte verlieren. Wir haben einen Bauernhof bei Ypern gestürmt und sind dort auf eine Übermacht getroffen. Für den Kampf für Krone, Freiheit und Zivilisation bin ich jedenfalls verloren, so viel steht fest. Dafür bin ich am Leben und bei Gesundheit. Ich habe nur die lächerlichste aller Verletzungen davongetragen, nicht der Rede wert.

Die Deutschen haben uns zunächst in Belgien zusammengezogen. Wir ruhten stumpf, saßen, lagen, rauchten, aßen, schwiegen. Die meisten Kameraden hatten noch den Dreck und das Blut der Kämpfe in den Haaren. Dort haben wir auch Weih-

nachten begangen. Ich will von »feiern« nicht schreiben, weil dieses Wort nicht zu den leeren Gesichtern passt, aber wir haben es als das genommen, was es ist, ein Hoffnungsfest, eines, das sogar unsere Gegner würdigten. Schnaps zu teilen mag eine merkwürdige Form der Christlichkeit sein, aber man kann es als Zugeständnis an den Tag und die Menschlichkeit anerkennen. Mit der Eisenbahn brachten sie uns dann in ihr Reich. Noch immer trage ich die Felduniform. Immerhin ist sie inzwischen gewaschen und ergänzt durch ein wenig Wechselwäsche.

Überhaupt, ich will das Gute sehen. Wir dürfen ab sofort Briefe schreiben und auch Post empfangen, also antwortet mir! Bald schließen wir uns in die Arme. So viel für jetzt, im nächsten Brief berichte ich mehr.

Euer Thomas